

EGON WAGENKNECHT, Petershagen

Was ist eigentlich naturgemäß?

Schlagworte/key words: Standortgerechte Forstwirtschaft, Vegetationsentwicklung, Eiszeit, Faunenwandel, Wilddichte, Rotwildbewirtschaftung

Wir erleben seit geraumer Zeit eine geradezu inflationäre Verwendung des Begriffes „naturgemäß“. Aber wer von denen, die dieses Wort ständig im Munde führen und lautstark naturgemäßes Handeln in Land- und Forstwirtschaft fordern, hat sich schon einmal ernsthaft Rechenschaft darüber abgelegt, was eigentlich naturgemäß ist? Naturgemäßes Handeln setzt schließlich voraus, daß man weiß, was „natürlich“ ist. Aber darüber herrschen i.a. recht verschwommene oder auch völlig falsche Vorstellungen, bzw. die Vertreter einer naturgemäßen Waldwirtschaft stützen sich einfach auf die Definition, wie sie ursprünglich KRUTZSCH in dem Buch „Bärenthoren 1934 – Der naturgemäße Wirtschaftswald“ gegeben hat, nämlich ein trupp-, gruppen- und horstweise ungleichaltriger und gemischter Wald, einzelstammweise nach dem Plenterprinzip genutzt. Diese Definition wurde 1950 von der „Arbeitsgemeinschaft für Naturgemäße Waldwirtschaft“ (ANW) übernommen. In ihren „Zentralen Grundsätzen naturgemäßer Waldwirtschaft“ von 1993 heißt es nun: „Die konsequente Anwendung einzelstammweiser Pflege und Nutzung (Plenterprinzip) ... führt zum Dauerwald ... entstehen allmählich gemischte, stufige, ungleichaltrige und strukturreiche Dauerbestock-

kungen.“ Das ist zwar nicht wörtlich, aber sinngemäß der Naturgemäße Wirtschaftswald nach KRUTZSCH. Diese Waldaufbauform kommt zwar in der Natur vor, sie aber als die einzige natürliche hinzustellen, ist völlig abwegig. Aus diesem Grund hatten wir s.Zt. der „Naturgemäßen Waldwirtschaft“ die Prinzipien einer „Standortgerechten Forstwirtschaft“ entgegen gestellt (WAGENKNECHT et al., 1955), die eine optimale Synthese von Ökologie und Ökonomie anstrebt und in ökologischer Gesamtschau auch die Wildtierbelange berücksichtigt, das Wild also als natürlichen Standortsfaktor anerkennt.

Als Kriterium für Natürlichkeit gilt ja i.a. jegliches Fehlen menschlichen Einflusses. Sobald man sich nun aber etwas eingehender mit der Entwicklung von Mensch, Tier und Pflanze während der letzten 20 000 Jahre befaßt, kommt man zwangsläufig zu dem Ergebnis, daß es in Mitteleuropa überhaupt keine natürlichen Ökosysteme gibt und seit der Eiszeit nie gegeben hat. Die heutigen sog. natürlichen Waldgesellschaften sind jedenfalls alles andere als natürlich. Das Problem klang auch teils direkt, teils indirekt in einigen Vorträgen der letztjährigen Tagung unserer Gesellschaft in Waren an. Es berührt also auch die Wildtier- und Jagdforschung.

Als sich bei Abklingen der letzten Eiszeit in Mitteleuropa eine Tundra ausbreitete, war der Mensch schon vorhanden. Bereits während des letzten Kältemaximums vor gut 20 000 Jahren lebte hier der moderne Mensch, der Cro-Mag-

non-Mensch, und es gab erste Winterdörfer. Und als vor etwa 12 000 Jahren die letzte Eiszeit zu Ende ging, war der Wolf bereits zum Hund gezähmt; es begann die mittlere Steinzeit. Es hat hier also nach der Eiszeit niemals eine vom Menschen unbeeinflusste natürliche Landschaft gegeben, in die der Mensch erst nachträglich eingedrungen ist; vielmehr ist er von Anfang an als eine von vielen Arten fester funktioneller Bestandteil des Ökosystems gewesen und hat eine Kulturlandschaft gestaltet. Auch andere Arten haben die Landschaft beeinflusst und verändert, insbesondere die großen Pflanzenfresser.

Die weit verbreitete Meinung, in Mitteleuropa habe ein geschlossener Urwald geherrscht, ist falsch, weil sie das landschaftsgestaltende Wirken der großen Pflanzenfresser (Waldelefant, Wollnashorn, Auerochse, Wisent, Tarpan) außer acht läßt. Unter ihrem Einfluß entstand eine mehr oder weniger offene, z.T. savannenartige Waldlandschaft, wie es heute noch in Afrika in Gebieten zu beobachten ist, wo es Elefanten gibt. Das war unlängst in einem Fernsehfilm über afrikanische Elefanten sehr eindrucksvoll zu sehen. Sie schaffen mehr oder weniger große Lichtungen, in denen eine reiche Bodenvegetation ankommt. Zebra- und Gnuerden u.a. sorgen dann für die Erhaltung einer reichen Graslandflora. In Mitteleuropa waren es Herden wilder Pferde, Wisente, Rothirsche. Ein geschlossener Wald konnte hier erst entstehen, nachdem die großen Pflanzenfresser verschwunden waren. Sie sind nicht einfach ausgestorben, sondern wurden vom Menschen ausgerottet. Zuerst verschwanden die größten: Mammut, Waldelefant, Wollnashorn. Sicher leitete die Klimaänderung ihren Niedergang ein; ihr endgültiges Ende bereitete aber der Mensch mit Hilfe seiner auch ohne Pulver und Blei fortgeschrittenen Jagdtechnik. In der Folgezeit wurden auch Auerochse, Wisent und Tarpan ausgerottet, die als Bedrohung der inzwischen domestizierten Herden des Menschen angesehen wurden. Der geschlossene Urwald ist also keineswegs natürlich, sondern ein auf das Wirken des Menschen zurückzuführendes Kunstprodukt. Später haben dann Haustierherden, die der Mensch jahrhundertlang in die Wälder trieb, halboffene Landschaften oder sogar Heidegebiete geschaffen.

Die sog. Hutewälder waren vielfach nur noch Wacholderheiden mit einzelnen Kiefern und Birken. Es hat in den letzten Jahren Bestrebungen des Naturschutzes gegeben, solche vor allem im südlichen Brandenburg vorhandenen Heiden als vermeintlich natürliche Ökosysteme unter Schutz zu stellen; ebenso die schönen Trockenrasen mit Küchenschelle und Silberdistel an den Oderhängen. Aber die undankbare Natur tut etwas ganz anderes; sie vernichtet diese Ökosysteme, indem sie sie verbuscht und schließlich bewaldet. Auch die Lüneburger Heide wäre ohne die Schafweide längst wieder Wald. Die Erhaltung dieser Flächen in ihrem derzeitigen Zustand ist nur möglich, wenn sie ständig mit hohem Aufwand entbuscht werden oder wenn die Naturschützer ihre Ideologie über Bord werfen und die Beweidung wieder zulassen.

Pflanzen und Pflanzenfresser haben sich im Zuge der Evolution in gegenseitiger Abhängigkeit entwickelt. *Es gibt keine Pflanze ohne Pflanzenfresser*, angefangen von der Blattlaus und Schmetterlingsraupe heute bei uns nur noch bis zum Rothirsch. So muß es auch als eine Schwäche der Vegetationskunde angesehen werden, daß sie das Wirken der Fauna auf die Vegetationsentwicklung außer acht läßt. Daher ist es auch ein Trugschluß, aus einem Vegetationsvergleich zwischen gezäunten und nicht gezäunten Flächen die natürliche Vegetationsentwicklung abzuleiten, weil der völlige Ausschuß von Pflanzenfressern nicht natürlich ist. Im übrigen ist nicht jeder Verbiß gleichbedeutend mit Schaden. Man denke nur daran, wie rigoros der Gärtner den Obstbaumschnitt durchführt. Weiserzäune zeigen also höchstens, was ohne Wildverbiß möglich wäre. Nur darf man das nicht als „natürlich“ bezeichnen, weil sie unter dem Einfluß der ursprünglich vorhandenen Pflanzenfresser ein anderes Gesicht hätten. Eine ganz andere Frage ist es, ob das, was im Weiserzaun entsteht, auch wirtschaftlich erstrebenswert ist. Schließlich haben wir uns auch in Zukunft mit dem Wald wirtschaftend zu befassen; und es ist auch künftig eine Hauptaufgabe der Forstwirtschaft, möglichst viel Holz in möglichst guter Qualität zu produzieren, auch wenn die augenblickliche schwierige Absatzlage für Holz dagegen zu sprechen scheint. Aber es kommt der Tag, an

dem die Billigimporte aufhören, weil die sog. Billigländer entweder gelernt haben, ihre Holzreichtümer nicht mehr zu verschleudern, oder sie haben kein Holz mehr. Dann wird man sich um jeden Holzspan reißen, der im Inland erzeugt wird. Und dies wird in spätestens 30 Jahren, nach neuesten Prognosen schon in 20 Jahren der Fall sein. *Und dafür müssen die Weichen heute gestellt werden!*

Genau so wenig gibt es auch in den Totalreservaten eine natürliche Entwicklung, weil sie auch weiterhin von Immissionen beeinflusst werden, seien es nun Schadstoffe oder Nährstoffe. Allenfalls könnte man hier von *halb-natürlichen Sekundärgesellschaften* sprechen. Eine weitere Unsicherheit bringt der derzeitige Klimawandel mit sich, von dem besonders die ausgedehnten borealen Wälder Nordeuropas, Kanadas und Sibiriens betroffen werden. Was vor 50 Jahren noch eine natürliche Waldgesellschaft war, kann in 50 Jahren schon völlig anders aussehen. Zur Zeit ist zwar das Ausmaß des Klimawandels nicht abzusehen, aber die *Tendenz* ist eindeutig; und daraus läßt sich auch die *Tendenz der Vegetationsentwicklung* ableiten. Hieraus sind dann die Schlußfolgerungen für den Waldbau zu ziehen, insbesondere hinsichtlich Holzartenwahl und Bestandsaufbau.

Natürlich bleibt der Klimawandel auch nicht ohne Einfluß auf die Tierwelt. Das Rotwild hat seine nördliche Verbreitungsgrenze im Lauf des letzten Jahrhunderts um mehrere Breitengrade nach Norden verschoben. Das gleiche ist beim Rehwild und anderen Arten zu beobachten. Sind das bereits Auswirkungen des Klimawandels? Inwieweit machen sich schon Änderungen im Verhalten der Zugvögel bemerkbar? Das sind schließlich Fragen, die auch die Wildtier- und Jagdforschung unmittelbar betreffen.

Ein weiteres Problem besteht darin, daß die nun schon viele Jahrzehnte währenden und weiter andauernden Fremdstoffeinträge in die Wälder, insbesondere von Stickstoff und Kalkstäuben, einen mehr oder weniger starken *Standorts- und Vegetationswandel* herbeigeführt haben. So hat sich z.B. auf ärmeren Standorten altdiluvialer Kiefernwälder, wo der Boden infolge jahrhundertelanger Streunutzung stark degradiert und nur mit toter Nadelstreu be-

deckt war, eine geschlossene Decke von Drahtschmiele (*Deschampsia flexuosa*) entwickelt. Diese ursprünglich ausgesprochen äsungsarmen Wälder sind also äsungsreich geworden. Anderenorts hat sich das Sandrohr (*Calamagrostis epigeios*) stark ausgebreitet, das jedoch keine Äsungspflanze ist, so daß sich hier die Äsungsverhältnisse verschlechtert haben. Hierüber haben ANDERS und HOFMANN und speziell über die Rolle des Sandrohrs BERGMANN auf der Jahrestagung 1998 des Brandenburgischen Forstvereins berichtet. Diese beiden neuen, künstlich herbeigeführten Faktoren – Klima- und Standortswandel – machen eine *Rückkehr zu den ursprünglich natürlichen Waldgesellschaften unmöglich*. Aber das wird ja gerade gefordert, insbesondere vom Naturschutz! Es besteht daher die Gefahr, daß damit eine völlig falsche Orientierung gegeben wird, die weittragende Fehlentwicklungen zur Folge hat, vor allem in der Holzartenwahl.

Was heißt nun also „naturgemäß“? Worin soll künftig ein naturgemäßer Waldbau bestehen? Ich betone diese forstlichen Probleme, weil auch die Fauna davon nicht unberührt bleibt. Wildtier- und Jagdforschung sollten daher diese Entwicklung aufmerksam verfolgen und ggf. auch beeinflussen.

Neuerdings wurde wiederholt auch die Forderung nach einer „naturgemäßen Jagd“ erhoben, ohne daß eindeutig gesagt wird, was darunter zu verstehen ist; dabei kommt es auch zu ideologischen Kapriolen. So ist z.B. für den Müritznationalpark festgelegt (STÖCKER, (1993): „Die natürlichen Regulatoren, wie Wolf, Bär und Luchs sollen durch den Jäger möglichst gut ‚imitiert‘ werden. Das heißt, die Jagd beschränkt sich in erster Linie auf junge, kranke und schwache Tiere. Starke Trophäenhirsche gehören nicht zu diesem ‚Beutespektrum‘ und sollen im Nationalpark eines ‚natürlichen Todes‘ sterben dürfen. Wie durch den Wolf soll auch im Nationalpark die Jagd überfallartig geschehen und das Wild zwischendurch Ruhe haben.“ Hieran ist praktisch alles falsch:

1. Es ist zwar richtig, daß die Beutegreifer im Interesse eines möglichst geringen Energieaufwandes in erster Linie junge, kranke und schwache Tiere erbeuten. Aber der Luchs reißt auch die säugende Riecke; der Fuchs reißt die brütende Auerhenne, Habicht und Sperber

schlagen fütternde Vögel; das Wolfsrudel hetzt den Hirsch zu Tode. Das ist schließlich alles naturgemäße Jagd, wie sie für uns Jäger jedoch aus ethischen Gründen undenkbar ist. Diese Seite wird also völlig übersehen.

2. In der Natur kommt es nur selten vor, daß Tiere einen natürlichen Alterstod sterben, weil sie bei Eintritt der Senilität wieder zu einer leichten Beute der Beutegreifer werden. Der natürliche Alterstod als Norm ist nur dort möglich, wo der Mensch die Beutegreifer ausgerottet hat; er ist also nicht natürlich. Daß alte Hirsche nicht geschossen werden dürfen, nur weil sie noch ein starkes Geweih tragen, ist also eine rein ideologisch begründete Forderung. Nachdem der Hirsch eine Reihe von Jahren auf der Höhe der Geweihbildung gestanden hat, zeigen sich mit etwa 16 Jahren die ersten deutlichen Zeichen des Zurücksetzens. Danach folgt ein rascher Verfall, so daß nach etwa 2 bis 3 Jahren der Tod eintritt. Es wäre also nicht nur sinnvoll, sondern auch ausgesprochen *naturgemäß, die alten Hirsche bei Beginn des Zurücksetzens zu schießen*. Durch den heute üblichen Verkauf dieser Abschüsse könnte auch ein finanzieller Beitrag zur Förderung der Arbeit im Nationalpark geleistet werden. Schließlich sollten diese Gebiete ja keine konservierenden Museen, sondern Musterbeispiele für eine umfassende nachhaltige Nutzung des Landes und seiner natürlichen Ressourcen sein.

3. Weil durch die Einzeljagd das Wild angeblich zu stark beunruhigt wird, soll die Jagd wie durch den Wolf überfallartig in Form weniger Drückjagden geschehen und das Wild zwischendurch Ruhe haben. Diese Forderung entspringt jedoch völlig realitätsfernem Wunsdenken, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Art und Weise, wie der Wolf jagt, sondern auch im Hinblick auf die angeblich größere Ruhe für das Wild. Das Gegenteil ist der Fall: Wo der Wolf wechselt, steht das Wild praktisch unter einem solchen Dauerstreß, wie ihn kein Einzeljäger auch bei größtem Bemühen schaffen könnte. Das beschreibt u.a. FREVERT recht eindrucksvoll in seinem Buch „Rominten“. Die Jagdarten des Wolfes sind sehr verschiedenartig. Er kann sich als Einzeljäger auf dem Bauch kriechend an ein Tier anschleichen und es in einem Ansprung niederreißen; er kann es allein 10km hetzen und niederreißen, oder er

hetzt gemeinschaftlich im Rudel. Wenn ein Wolf in der Rominter Heide auftauchte, wurde das sehr schnell festgestellt. Das Rotwild kam unregelmäßig an die Fütterungen; man fand viel flüchtige Wildfährten und bald fand man auch gerissene Stücke. Der Wolf bringt durch sein Hetzen viel Unruhe ins Revier, stellt den ganzen Verlauf der Brunft in Frage und vertreibt das Wild von den Fütterungen. Sicher hat er mit dazu beigetragen, daß das Wild äußerst scheu und vorsichtig blieb und keinerlei halb-zahme Gattereigenschaften annahm. Wir handeln also durchaus *naturgemäß, wenn wir wie der Wolf die unterschiedlichsten Jagdarten, darunter auch die Einzeljagd ausüben*. Ganz ähnlich wie der Wolf können sich wilde Hunde auswirken. Das habe ich als Junge im Revier meines Vaters erlebt, wo einmal ein Dobermann wochenlang sein Unwesen trieb.

Eine naturgemäße Jagd kann also nur darin bestehen, daß der Jäger bemüht sein muß, den Wildpopulationen eine solche innere Gliederung zu geben, wie sie unter dem Einfluß der Beutegreifer entsteht, also ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis und ein Altersklassenaufbau mit relativ wenig Jungwild. Daher gilt es als *oberster Leitsatz der Hege und Wildschadenverhütung, den Anteil des weiblichen und jungen Wildes so niedrig wie möglich zu halten*. Das ist aber nichts neues, sondern schon lange Grundsatz einer biologisch ausgerichteten Jagd. Allerdings tun sich manche Jäger noch schwer mit dem Abschluß von Kitzen. Aber schließlich erreicht unter natürlichen Bedingungen kaum ein Drittel aller Kitze das zweite Lebensjahr. Für zwei Drittel besteht der einzige Lebenszweck praktisch darin, als Nahrung für Beutegreifer zu dienen und gefressen zu werden. Das ist sicher eine Horrormission für sentimentale Tierschützer und mag vielleicht zynisch klingen, ist aber naturgemäß! Neuerdings wurde auch von einer „natürlichen Wilddichte“ gesprochen, die einzuhalten bzw. anzustreben sei. Leider habe ich bisher nirgends konkrete Angaben oder die Definition dafür gefunden, auch nicht wie sie zu ermitteln ist. Jede freilebende Tierart unterliegt einem ständigen Wechsel ihrer Bestandeshöhe. Am auffallendsten ist dies bei manchen Insekten, bei denen es innerhalb weniger Jahre aus dem eisernen Bestand heraus zu Massenver-

mehrungen und ausgesprochenen Kalamitäten kommen kann, die dann schlagartig zusammenbrechen. Bei unseren Wildarten ist das Rehwild besonders stark betroffen. So fielen z.B. dem Winter 1928/29 90 % aller Rehe zum Opfer. Ich erinnere mich deswegen noch gut dieses Winters, weil ich damals im Revier meines Vaters allein an die 100 eingegangene Rehe fand. Beim Schwarzwild sorgt die Pest gelegentlich für starke Verminderungen. Bei dem robusten Rotwild sind diese Schwankungen nicht so auffällig, aber natürlich auch vorhanden. Was soll nun also als natürliche Wilddichte gelten? Das Minimum?, das Maximum?, der langjährige Durchschnitt?, oder sollen Populationsschwankungen künstlich herbeigeführt werden?

Nun einige Bemerkungen zur *Abgrenzung von Rotwildeinstands- bzw. -bewirtschaftungsgebieten* und Hegeringen. Die wichtigste Voraussetzung für die Abgrenzung ist die Ermittlung des *gesamten Lebensraumes* der betreffenden Population. Das setzt eine genaue Kenntnis der jahreszeitlich wechselnden Einstände und der sie verbindenden Wechsel voraus, damit die zusammengehörenden Winter-, Sommer- und Brunfteinstände auch wirklich innerhalb der festzulegenden Grenzen liegen. Es liegt auf der Hand, daß dies niemals vom grünen Tisch aus geschehen kann.

Wegen des von Jahr zu Jahr und saisonal bedingten Wechsels der Einstände und damit der örtlichen Wilddichten wäre es nicht nur illusorisch, sondern auch widernatürlich, eine auch nur annähernd gleichmäßige Verteilung des Wildes innerhalb seines Gesamteinstandsgebietes herbeiführen zu wollen. Jeder Versuch in dieser Richtung hätte nur Desorganisation der Population und Aufsplitterung in einzelne, nicht mehr bewirtschaftbare Bestände zur Folge; das bedeutet aber auch Disharmonisierung des Verhältnisses zwischen Wild und Umwelt. Damit wird aber auch deutlich, wie *unsinnig es ist, für das Rotwild sog. Kerngebiete und Randzonen abzugrenzen und dafür auch noch unterschiedliche Wilddichten festzulegen*. Es kann also nur eine zulässige Gesamtstückzahl für das gesamte Einstandsgebiet festgelegt werden. Wie sich das Wild innerhalb seines Gesamteinstandsgebietes in Raum und Zeit bewegt, muß man ihm schon selbst über-

lassen. Man kann zwar diese Bewegungen mittels Anlage von Äsungsflächen, Fütterungen und Ruhezeiten etwas steuern, entscheidend ist aber, daß die Abgrenzung die gesamte *natürliche* jährliche Wanderbewegung der Population umfaßt.

Zu betonen wäre noch, daß das Bestreben mancher Forstverwaltungen, die Gebiete möglichst klein zu halten, falsch ist. Größere Gebiete mit geringer Wilddichte sind nicht nur wildbiologisch, sondern auch forst- und jagdwirtschaftlich zweckmäßiger als kleinere mit höherer Wilddichte. Es zeugt daher auch von wenig Verständnis, wenn sich Forstverwaltungen mit ihrer Wildfreundlichkeit brüsten, weil sie doch für die Kerngebiete höhere Wilddichten vorsehen. In Brandenburg befinden wir uns in der glücklichen Lage, daß die Landesforstverwaltung in ihrem Landeswaldprogramm die Einheit von Wald- und Wildbewirtschaftung auf ihre Fahnen geschrieben hat und auch etwas dafür tut.

Um einer ungewollten Ausweitung der festgelegten Bewirtschaftungsgebiete entgegenzuwirken, kann außerhalb der Gebiete stehendes Rotwild ohne Abschlußplan zum Abschluß freigegeben werden. *Auf keinen Fall dürfen aber dadurch die über Fernwechsel bestehenden natürlichen Verbindungen zu anderen Populationen unterbunden werden*, um einer Verinselung der einzelnen Populationen mit der Gefahr einer genetischen Verarmung vorzubeugen. Das kann in unterschiedlicher Weise geschehen. Von besonderer Bedeutung sind hierbei die Wanderungen der älteren Hirsche zur Brunft. Es ist daher am einfachsten, Kronenhirsche von der Abschlußfreigabe auszuschließen. So kann einerseits gesichert werden, daß keine ungewollte Ausweitung der Rotwildgebiete stattfindet, daß aber andererseits die so eminent wichtige Kommunikation zwischen den Rotwildgebieten stattfindet, und zwar gerade durch die erwünschten Erbträger.

Was hier zum Rotwild gesagt wurde, gilt sinngemäß auch für Dam- und Muffelwild.

Wenn heute nun eine naturgemäße Land- und Forstwirtschaft, ein naturgemäßer Waldbau, eine naturgemäße Jagd gefordert werden, so ist das nichts als eine hohle Phrase, weil nicht eindeutig definiert ist, was unter „naturgemäß“ bzw. „natürlich“ zu verstehen ist. Romantisie-

rende Fehlinterpretationen, insbesondere auch seitens der Medien, sind die Folge. Der von mir eingangs erwähnte Begriff der „Standortgerechtigkeit“ – das gute alte Eberswalder Credo seit F.W.L.PFEIL – läßt sich dagegen schwerlich romantisieren oder ideologisch mißbrauchen. „Standortgerecht“, das bedeutet den vorurteilslosen und verständnisvollen Umgang mit der Natur, wie sie sich jeweils am Ort und zur Zeit darstellt. Das umfaßt für den Forstmann die Begründung, Pflege und Nutzung des Waldes, für den Jäger verantwortungsvolle Jagd und Hege bis zum Wildzaun und zur Untertunnelung der Autobahn, das gilt für den Tourismus, für den Naturfreund und alle, die sich dafür halten.

Zusammenfassung

In neuerer Zeit wird von den verschiedensten Seiten lautstark ein naturgemäßes Handeln in Land- und Forstwirtschaft und im Jagdwesen gefordert, ohne daß klar definiert wird, was darunter zu verstehen ist. Fehlinterpretationen und nutzlose Kontroversen sind die Folge. Stattdessen ist „mittels standortgerechtem“ Handeln eine optimale Synthese von Ökonomie und Ökologie anzustreben.

Summary

Title of the paper: What does action according to nature actually mean?

In recent times, many diverse voices have been calling loudly for action according to nature in the fields of agriculture, forestry, and hunting. As no precise definition was provided of what this means, misinterpretations and pointless controversies ensued. This article suggests striving for an optimal synthesis between ecology and economy by „site-adequate action“ instead.

Literatur

- ANDERS, S.; HOFMANN, G. (1998): Standorts- und Vegetationswandel in Wäldern. – Tagungsbericht des Brandenburgischen Forstvereins e.V. 1998, 18, Eberswalde.
- BERGMANN, J.-H. (1998): Die Bekämpfung von Sandrohr in Brandenburg. – Tagungsbericht des Brandenburgischen Forstvereins e.V. 1998, 48, Eberswalde..
- FREVERT, W.: (1962): Rominten. – 3. Aufl. München
- KRUTZSCH, H. u. WECK, H. (1935): Bärenthoren (1934): Der Naturgemäße Wirtschaftswald. Neumann-Neudamm.
- STÖCKER, B. (1993): Sumpfhirsche. Rotwild in der Seenlandschaft Mecklenburgs. – Wild und Hund, 24/1993, 24.
- WAGENKNECHT, E.; SCAMONI, A.; RICHTER, A.; LEHMANN, J. (1955): Eberswalde 1953 – Wege zu Standortgerechter Forstwirtschaft. – Radebeul u.Berlin.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. habil. EGON WAGENKNECHT
Ahornallee 17/18
D-15370 Petershagen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Beiträge zur Jagd- und Wildforschung](#)

Jahr/Year: 1999

Band/Volume: [24](#)

Autor(en)/Author(s): Wagenknecht Egon

Artikel/Article: [Was ist eigentlich naturgemäß? 19-24](#)